



Herborn
Stadtleben im
19. Jahrhundert

Herborn Stadtleben im 19. Jahrhundert

Aus dem Nachlaß von
Johann Heinrich Hoffmann

Herausgeber: Geschichtsverein Herborn e. V., Selbstverlag, 1978
Druck: Fehse + Peter, Herborn



Johann Heinrich Hoffmann
1830 – 1915

Gründer der Feuerwehr
1851

Gründer der Volksbank
1861

Gründer der
Herborner Pumpenfabrik
1874

Gründer des
Geschichtsvereins
1883

Lebens- und Arbeitsverhältnisse in Herborn um 1800

Von J. H. Hoffmann

In nachfolgenden Zeilen schildere ich, was ich in grobelterlichen und elterlichen Häusern, desgleichen bei Verwandten und Freunden hier und in Nachbarorten gesehen und miterlebt habe. Die Lebensweise usw. war anfangs des 19. Jahrhunderts noch genau so wie sie um 1840 war, nur die Morgensuppe hatte dem Kaffee Platz machen müssen.

Am frühesten begann die Tätigkeit der Waschweiber, wenn große Wäsche war, was je nach dem Vorrat von Bett- und Leibwäsche, der zur Verfügung stand, jährlich zwei bis vier Mal vorkam. Dieselben erschienen schon um 2 Uhr nachts, weckten die Magd oder die Hausfrau, die sich oft selbst an der Arbeit beteiligte oder statt deren die erwachsene Tochter. Mit dem Hausschlüssel hatten sie sich schon Tags vorher versehen. Dann wurde die Morgensuppe gegessen und für die, welche noch nicht ganz befriedigt waren, stand noch Butter oder Käse auf dem Tisch. Dann begaben sich alle an die Waschbütte oder kupfernen Kessel, in welchem die Wäsche in vorher bereiteter Aschenlauge und Seifenwasser die Nacht über gekocht hatte. — Der Sage nach und aus eigener Erfahrung kann ich versichern, daß die Unterhaltung bei den Waschweibern nie ins Stocken kam.

Dann kamen ebenfalls gegen 2 Uhr die Mäher, da das taufeuchte Gras sich besser mähte, als später, wenn die Sonne schon höher stand und den Tau aufzog. Die kleinen Landwirte besorgten vielfach das Mähen selbst oder falls sie in ihrem Geschäft genügend beschäftigt waren, ließen sie das Mähen von den Kleinbauern der Nachbarorte Sinn, Merkenbach, Fleisbach, Burg, Seelbach usw. im Taglohn besorgen, wobei alsdann die Mäher volle Beköstigung hatten, welche ihnen auf die Wiese gebracht wurde.

Das Zusammenessen von Butter und Käse war nur in sehr vermögenden Familien üblich. Man sagte: wer Butter und Käse zusammen essen wolle, müsse wenigstens 2 Häuser haben.

Für alle anderen Gewerbe und die Krämer begann die Tätigkeit um 6 Uhr im Sommer und im Winter um 7 Uhr morgens. Alle Einwohner hatten neben ihrem Geschäft fast ohne Ausnahme landwirtschaftlichen

Betrieb und zogen auf eigenem und gepachtetem Land ihr Brotgetreide und Kartoffeln. Der Hochschulprofessor, der Pfarrer, der Amtmann, der Arzt, der Apotheker, der Rentmeister usw. sie alle waren genötigt, mindestens 2—3 Kühe zu halten, wenn sie Milch täglich genießen wollten, denn nur sehr wenige Haushaltungen hielten mehr Vieh, als für den Bedarf der Familie an Milch für Butter und Käse notwendig war, hatten also nur selten Milch abzugeben.

Um 7 Uhr wurde die Morgensuppe und Brot gegessen. Alle Familienglieder saßen um den Tisch und löffelten die gebrannte Mehl-, Milch-, Zwiebel-, Grütze-, Bier-, Wassersuppe aus e i n e m Kumpf oder Schüssel. War die Zahl der Esser zu groß, so daß einige die Suppe nicht erreichen konnten, so kam die zweite Schüssel auf den Tisch. Ehe mit dem Essen begonnen wurde, sprach der Hausvater und meistens alle Erwachsene und die Kinder ein kurzes Gebet her. Alle blieben nach beendigter Mahlzeit am Tisch sitzen; der Hausvater oder die Mutter hielten dann eine halb- oder dreiviertelstündige Hausandacht ab. Hierzu war in vielen Häusern Starks Gebetbuch oder ein anderes altes Familienbuch in täglicher Benutzung. Wenn das Amen gesprochen war, begaben sich sämtliche Familienglieder an die gewohnte Arbeit, wie es die Jahreszeit mit sich brachte.

Um 1810 bürgerte sich statt der Morgensuppe der Kaffee allmählich ein, wurde aber von vielen für eine schlimme Neuerung gehalten, der man sich schämen müsse, da es eine Abweichung von der guten alten Sitte war und als Verschwendung angesehen wurde. Wenn meine Großmutter hörte, daß Jemand die Treppe heraufkam, so verschwand der Kaffeekessel unter der Bank, und es wurde ein Kleidungsstück, Halstuch oder Schürze darauf geworfen.

Trotzdem hat das „Kaffeegesöff“, wie es die Gegner nannten, den Sieg davon getragen und die Morgensuppe verdrängt. Zum Kaffee kam in fast allen Familien selbst zubereitetes Brot auf den Tisch, das nur vom Hausbrotbäcker gewirkt und zu sechspfündigen Laiben geformt und gebacken wurde. Wegen der Größe der Laibe mußte das Brot lange im Backofen bleiben, bis es ausgebacken war, wodurch die Kruste fast kohlschwarz wurde. Der Brotteig wurde in „Backkörben“ von der Magd und der Hausfrau in die Bäckerei getragen; meistens blieb letztere so lange im Backzimmer, bis ihr Brot geformt zu runden Laiben auf den Brettern lag, dann drückte sie das mitgebrachte Brotzeichen 2 bis 3 Mal darauf, damit eine Verwechslung mit anderem

Brot vorgebeugt werde. Gewöhnlich reichte ein solcher „Geback“ 14 und mehr Tage aus. Gegen das Ende der Verbrauchszeit stellte sich fast immer in allen größeren Höhlungen des Laibes Schimmel ein, welcher wenig zur Schmackhaftigkeit des harten Brotes beitrug, obwohl derselbe abgekratzt wurde. Das Brot wurde meistens in die Suppe oder in die Kaffeetasse gebrockt und dann, wenn es weich war, gegessen. Nur in vermögenden Familien aß man Butter zu Brot oder Zwetschenhonig, ärmere aßen es trocken oder mit Schmierkäse, an welchen reichlich Kümmel, Zwiebeln und Schnittlauch kam.

Da ich als 6–7-jähriger schon stets Interesse für alles hatte, was in meiner Umgebung vorging, so bin ich in der Lage denjenigen, welche die damalige Lebenshaltung etwa wieder einführen wollen, einige Angaben darüber machen, wie die Morgen- und Abendsuppe zubereitet wurde und will mit dem Herborner Nationalgericht, „der Zwiebelsuppe“ beginnen. „Thue einige Löffel voll Mehl in einen Kroppen, setze ihn aufs Feuer und rühre fortwährend mit einem hölzernen Löffel darin, bis es braun ist, bringe einige, in Scheiben geschnittene Zwiebeln und irgendein Fett oder Rüböl unter stetem Rühren dazu, bis die Zwiebeln gar sind.“ Dann wurde genügend Wasser, Salz und Brotscheiben zugesetzt, und nach einmaligem Aufkochen war die Suppe fertig. Ähnlich wurde „die gebrannte Mehlsuppe“ bereitet, nur mit dem Unterschied, daß das Mehl dunkler braun gemacht und die Zwiebeln weggelassen wurden. Rüböl wurde im Naussaischen möglichst beim Kochen vermieden und Butter, Schmalz, Speck zum schmelzen verwandt, während im Kreis Wetzlar das Rüböl bevorzugt wurde, weshalb es daselbst nur „Schmalz“ genannt wurde. Die Wassersuppe bestand aus Wasser, etwas Milch, Salz und in Butter gerösteten Brot oder Weckschnitten. Wenn Körbel zugesetzt wurde, hieß sie Körbelsuppe.

Leicht könnte ich die Zahl der Rezepte vergrößern, aber ich denke, die obigen werden genügen und will nur noch die Erbsen-, Linsen-, Gerste-, Hafer- und Weizengrützsuppe erwähnen. Die Kartoffel, welche vor allen nassaischen Städten zuerst in Herborn bekannt wurde, war um 1830 schon stark verbreitet, aber sie war nicht so mehlsreich wie die später aus Amerika eingeführten Sorten. Man aß sie in der Kartoffelsuppe, gekocht in Wasser und gestampft (Stampes), als Gemüse und mit Zusatz von Milch mit dem Kartoffelstößer gestoßen und geschälzt als Brei. In vielen Häusern war dies nicht üblich, sondern in die Mitte der Schüssel kam in eine Vertiefung ein Stück Butter oder Schmalz; in das Fett tauchte jeder Esser seinen Löffel, ehe er ihn füllte

und zum Mund führte. Ich habe dies in Häusern recht vermögender Bürger gesehen. Wer im Sitzen die Irdene- oder Zinnschüssel nicht erreichen konnte, mußte sich jedesmal erheben, um tunken und schöpfen zu können. Da mein Großvater Joh. Bernh. Neuendorff auch Zinngießer war, so hatten wir reichlich Zinn aller Art für die Küche und Tisch. Noch 1849 habe ich in einem Hause in der Neugasse gesehen, daß beim Mittagessen alle aus kleinen Blechschüsselchen Suppe, Gemüse und Fleisch aßen; auch hölzerne Teller waren besonders bei Käse in Gebrauch. Um 9 Uhr war es in zahlreichen Häusern üblich, Käs und Brot zu essen und dabei ein Gläschen Brantwein zu trinken.

Auch Tagelöhner, Fuhrleute, Ackerer pp. erhielten dasselbe zum Frühstück. Bei Arbeit im Freien, bei kaltem Wetter wurde vielfach Kaffee gereicht. Das Mittagessen bot je nach den Verhältnissen reichliche Abwechslung. Stets wurde auf zwei Tage gekocht; Sonntags gabs womöglich Rindfleisch und Suppe davon und Gemüse, je nach der Jahreszeit. In der Woche waren zwei Fleischtage; die Metzger waren polizeilich bei Strafe angewiesen, für dieselben hinreichend gutes Fleisch zum Verkauf feil zu halten. Da dieses nicht stets geschah, so wurde den Juden das Schlachten erlaubt. Hiergegen legten sie Beschwerden ein, die aber verworfen wurde. An den übrigen zwei Wochentagen gab es zur Abwechslung Mehlspeise pp. Im Sommer und zur Erntezeit wurde statt Suppe auch Bier, Käs und Brot gegessen.

(4 Schoppen Bier kosteten 3 Kreuzer, schlechtes 1 Kr.). Vor 1848 wurden die Brot-, Bier- und Fleisch-Steuern durch die Schelle samstags bekannt gegeben.

Herborn 1848

Das tolle Jahr 1848, wie es später oft genannt wurde, war vorbereitet durch die Ereignisse in Frankreich, die Flucht des Königs Ludwig Philipp und dem Übergreifen der Erregung auf Baden und die benachbarten deutschen Landesteile, darunter auch auf Nassau, wo nach Aufhebung der gemeinsamen Regierung der Fürsten von N. Weilburg und N. Usingen s. Z. Herzog Wilhelm als alleiniger Regent herrschte. Die Nass. Regenten waren die ersten, welche noch vor den Befreiungskriegen die Aufhebung der Leibeigenschaft und den damit verbunde-

nen Abgaben und Frondiensten 1811 durch Gesetz die Gleichheit aller Bürger vor demselben und gleiche Besteuerung anordnete und eine Beteiligung des Volkes an der Gesetzgebung durch Landstände einführten.

Letztere bestanden aus der Herrenbank, auf welcher die Prinzen und Standesherrn, sowie vom Herzog auf Lebenszeit oder erblich ernannte Mitglieder Sitz und Stimme hatten und aus gewählten Abgeordneten. Diese setzten sich zusammen aus 4 Geistlichen, 1 Schulmanne, 3 Gewerbetreibenden und 15 der höchstbesteuerten Gutsbesitzer. Ohne den Rat und die Zustimmung der Stände durfte kein neues Landesgesetz eingeführt werden. Aktives wie passives Wahlrecht war den Hausbesitzern, Kapitalisten und allen Beamten genommen, mit Ausnahme der Geistlichen und Lehrer. Die Stände wurden zum 1. Mal 1818 zusammen berufen. Kurz darauf entbrannte der Streit um die Domänen in Nassau. Die Herzogl. Regierung beanspruchte dieselben als Eigentum des Herzogs und verlangte vom Lande noch einen jährlichen Zusuß von 140 000 Gulden zum Hofhalt desselben. Die große Masse des Volkes stand diesem Streit ziemlich kühl gegenüber; sie war politisch zu ungebildet dazu. Die Volksschule lehrte nur Rechnen, Schreiben und viel Religion, Singen und Beten.

Zeitungen erschienen in Nassau keine, nur hier und da kleine Lokalblättchen, ohne politischen oder volkswirtschaftlichen Inhalt. Nach Herborn kamen von Frankfurt a. M. die Oberpostamts-Zeitung und das Frankfurter Journal in wenigen Exemplaren, die vielfach von 9—10 Familien gemeinsam nacheinander gelesen wurden; der Letzte behielt dann das Papier umsonst oder teilte es noch mit einem anderen Leser.

Schon anfangs des Jahres 1848 brachten reisende Kaufleute Zeitungen aus Karlsruhe mit, welche die Reden Friedr. Heckers, Gustav Struves und andern freiheitlich gesinnten Politikern enthielten, auch in Briefen wurden die Blätter vielfach an Verwandten und Bekannten versandt und gingen dann von Hand zu Hand oder wurden im Wirtshaus vorgelesen und besprochen. Die Februarereignisse in Frankreich machten der bisherigen Gleichgültigkeit ein Ende.

Am 2. März 1848 wurde in Wiesbaden eine stark besuchte Versammlung abgehalten, in welcher die Erklärung der Domänen als Staatseigentum und sofortige Einberufung der Landstände lediglich zum Entwurf eines Wahlgesetzes verlangt wurde. — Am Freitag, dem 3. März

begaben sich zahlreiche hiesige Bürger nach der Schelder Hütte (Giebler), um sich daselbst mit Einwohnern von Dillenburg pp. über die Nassauischen Verhältnisse zu besprechen, und um eine an Herzog Adolf gerichtete Bittschrift zu entwerfen, in welcher die Wünsche der Nassauer niedergelegt waren. Es wurden darin nach kurzer Besprechung verlangt: Preßfreiheit, ein deutsches Parlament, allgemeine Volksbewaffnung, Vereidigung des Militärs auf die Verfassung, Vereinsrecht, Schwurgerichte, Erklärung der Domänen als Staatseigentum unter Verwaltung der Stände, Einberufung der 2. Kammer lediglich zum Entwurf eines neuen Wahlgesetzes, welches auf dem Grundsatz beruhe, daß die Wählbarkeit nicht an einem gewissen Vermögensbesitz gebunden sei; als 9. Punkt wurde Religionsfreiheit verlangt.

Diese Bittschrift sollten 6 Herborner und 6 Dillenburger Bürger dem Herzog in Wiesbaden überreichen.

Samstag erschien eine Beilage zum Herborner Wochenblatt, in welcher alle Bürger zur Unterschrift in das Rathaus eingeladen wurden. Gegen 5 Uhr nachmittags war sie schon mit einigen Hundert Unterschriften bedeckt. —

Sonntag, den 5. März, teilte Herr Ernst Wenckenbach unter lautem Hurraruf die Ansprache des Prinzen Nikolaus in mehreren Exemplaren aus, in welcher er und seine Mutter die Forderungen der Bürger, in Abwesenheit des Herzogs bewilligte.

Auf diese Nachricht hin war allgemeiner Jubel in der ganzen Bevölkerung. Eine alte Frau rief in der Neugasse aus: „Ach Gott, wie schad, daß ich schon so alt sei und kann die Freiheit net mehr erlebe.“ Am Mittag um 3 Uhr wurden alle hiesigen Einwohner von 18–60 Jahren eingeladen, sich in den Rathaussaal zu begeben und sich durch Unterschrift zu verpflichten, der Bürgerwehr beizutreten. Der Aufforderung wurde ausnahmslos entsprochen.

Gegen 8 Uhr zogen Hunderte Arm in Arm durch die Straßen, die durch Aufstellung von Rüböllichtern an den Fenstern gut beleuchtet waren. Es wurde versucht zu singen, aber über die Strophe: „Heil unserm Herzog heil“ kam man nicht hinaus, da niemand das Lied kannte. Vor dem Rathause angekommen, wurde daselbst die Proklamation des Herzogs, welche ein reitender Bote überbracht hatte, verlesen. Dieselbe lautete: Heute nachmittag um 4^{1/2} Uhr kamen Seine Hoheit der

Herzog mit der Eisenbahn nach Wiesbaden, begaben sich von da zu Fuß nach dem Schlosse und richteten da vom Balkon herab an das versammelte Volk folgende Worte: Nassauer! Die Forderungen die Ihr an mich gestellt habt, deren Gewährung meine Minister Euch versprochen und meine Mutter und mein Bruder mit ihrem Namen verbürgt haben, genehmige ich und werde sie halten. Habt Vertrauen auf mich, wie ich Vertrauen habe auf Eure Treue und Mut, wenn das Vaterland bedroht ist und Eurer bedürfen sollte. Nun geht mit Gott nach Haus, habt Vertrauen zu mir, wie ich auf Euch!

Laute und freudige „Lebehochs“ erfüllten die Luft abermals, worauf sich die Menge zerstreute.

Es galt nun für die Bevölkerung, die neuerworbenen Rechte und Freiheiten auch zu benutzen. Es wurde nur mitunter ein gar wunderlicher Gebrauch davon gemacht. Auf vielen Dörfern wurden die Hebammen abgeschafft. Mißliebige Schultheißen wurden ohne weiteres abgesetzt; der Kasten mit den Gemeindeakten und Siegel wurden oft in der Nacht ihnen abgenommen und dem im Wirtshaus gewählten neuen Schultheiß übergeben. Oft wurden dieselben nach einigen Wochen ihm wieder weggenommen und einem andern neuen Oberhaupt übergeben. In Herborn wurde die aus 3 Öllampen bestehende Straßenbeleuchtung abgeschafft, da dieselbe unnötig sei; wer bei Dunkelheit auf die Straße gehe, möge sich eine Laterne mitnehmen, da die übrigen Bürger nicht verpflichtet seien, für andere die Gasse zu beleuchten.

Alle Bande von Gesetz und Ordnung waren gelockert oder zerrissen. Diebstahl und Holzfrevl waren an der Tagesordnung. Die Behörden waren machtlos, niemand fragte mehr nach ihnen. In der „Hörr“ fielen am hellen Tage ganze Banden mit Säge und Axt versehen, sowie mit Fuhrwerken, um das gefällte Holz gleich mitzunehmen, ein. Die an der preußischen Grenze liegenden Dörfer taten sich besonders hervor. Die schönsten Stämme sägten sie in Brusthöhe ab und ließen die einen Meter hohen Stümpfe stehen. Alle einsichtigen Bewohner Nassaus sahen endlich ein, daß es so nicht weiter gehen könnte. Es wurden Sicherheitskomitees gebildet, die sich den machtlosen Behörden zur Verfügung stellten. An den Grenzen wurde das Forstpersonal erheblich verstärkt und die inzwischen errichtete Bürgergarde beteiligte sich am Schutze des Landeseigentums und rückte eine Zeitlang täglich in Stärke von ca. 30—40 Mann an die von Holzfrevlern bedrohten Grenzen in die Hörr. Dieselben waren mit Flinten mit Bajonett aus

dem Nassauischen Zeughaus und Säbeln bewaffnet und mit Patronen ausgerüstet. Das half, und nach einigen Wochen konnten die Grenzförster wieder allein den Schutz übernehmen. – Vom bezahlen von Steuern wollte niemand etwas wissen, sodaß sich 1848 der Schultheiß genötigt sah, den säumigen Zahlern mit Exekution zu drohen.

In Heidelberg wurde von einer Anzahl Männer die Siebener Kommission gewählt, mit dem Auftrag, Vorschläge für eine Volksvertretung zu machen.

1848 trat am 30. März das Vorparlament in Frankfurt zusammen und am 18. Mai das erste deutsche Parlament in der Paulskirche daselbst. In demselben Jahr wurde der Erzherzog Johann von Österreich zum Reichsverweser erwählt.

Die weiteren Ereignisse, September-Aufstand, Auflösung des Reichstags- das Rumpfparlament in Stuttgart usw. gehören in die deutsche Geschichte; ebenso die Sammlungen für eine deutsche Flotte. – Zum Kommandanten für die hiesige Bürgerwehr wurde Feldwebel Kleinschmidt gewählt, welchem später Leutnant Aller folgte. Frauen und Jungfrauen Herborns stifteten eine schöne seidene Fahne in den Reichsfarben. Es wurde fleißig exerziert und im Juni konnte die gesamte Bürgergarde in Stärke von etwa 500 Mann ausrücken zu einer Bataillonsübung. Auch ein Marketender mit einem Eimer voll Branntwein und 3 Gläschen fehlte nicht.

Es wurde anfangs fleißig exerziert und zwar bei Talglicht im Rathausaal. Als Instruktoren waren die ehemaligen nassauischen Sergeanten Rühl, Weber und Nicodemus tätig. Es hielt schwer, im Anfange der Mannschaft das Schwenken der Sektion, das Rechts- oder Linksum beizubringen, sodaß der Sergeant Rühl eines Abends eine Bohnenstange mitbrachte, an der jeder Hand anlegen mußte, während die anderen das Gewehr geschultert trug. Um uns Vertrauen zu unserer Waffe einzuflößen, wurde uns mitgeteilt, daß ein Infanterist 2 Reitern überlegen sei; den ersten könne er vom Pferde schießen und den zweiten mit dem Bajonett aus dem Sattel heben.

Auch sonst herrschte ein kriegerischer Geist in der kleinen Schar. Als die Hauptleute der 1. Kompagnie gewählt wurden, erbat sich der Schneider Reinhardt das Wort und sagte: „Kameraden, zum Hauptmann können wir gar keinen andern wählen, wie den Kaufmann Hrch.

Stuhl; der hat den schönsten Kleiderleib und dem wird die Uniform am besten stehen!“ Aber trotz dem schönsten Kleiderleib wurde doch ein anderer gewählt.

Die 1. Kompagnie wählte als 1. Hauptmann J. Fr. Meckel und zum 2. Eduard Schramm. Die 2. Kompagnie wählte Christian Metzler und Ferd. Hofmann. Die Hauptleute der anderen Kompagnien hießen Friedr. Nassauer, Friedr. Cunz, Jakob Stuhl und Chr. Weyell.

Solange die Sache neu war, ging alles gut. Aber bald, als die Erntezeit kam, blieb einer nach dem andern aus, sodaß der Kommandant drohte, er würde jedem die Waffe abnehmen lassen, der nicht pünktlich erscheine. Im Saale des Gasthofs „zum Ritter“ wurden fleißig Versammlungen abgehalten, worin über Politik, Volkswirtschaft und städtische Angelegenheiten gesprochen wurde. Dieselben waren stets sehr gut besucht. Von Kaufmann Kempf wurde der Vorschlag gemacht, den Staats-Waldbezirk „Alter Hof“ unter die Einwohner Herborns zu verteilen, da das städtische Gemeindeland zu schlecht sei; ein armer Schlosser habe eine Meste Linsen gesäet und nur eine halbe Meste geerntet! Der Vorschlag fand allseitigen Beifall. (Er ist aber bis heute noch Wald geblieben.) — Auf Anregung von Süddeutschland entstanden zahlreiche Märzvereine; auch hier wurde ein solcher gegründet, obwohl Dr. Cuntz aus Heidelberg, der mit Familie von da der Revolution aus dem Weg gegangen war, in der Versammlung dringend davor warnte, da er seine liebe Vaterstadt vor Unheil bewahren wollte, die solche auf die Republik hinzielenden Vereine dem Bürgerstand brächten. — Der Kongreß sämtlicher Märzvereine Deutschlands forderte zur Bildung von Wehrvereinen auf zum Schutz der Reichsverfassung. Auch Herborn blieb nicht zurück. Der Gemeinderat bewilligte Geld zu Pulver und Blei für die hiesige Volkswehr. Es wurden fleißig Kugeln gegossen, im Rathaussaal Patronen gemacht und auf der Bürgermeisterwiese im Feuer exerziert. Die Wehrvereine wurden aufgefordert, den bedrängten Brüdern in Süddeutschland zu Hülfe zu eilen. Auf einen Aufruf meldeten sich hier etwa 30 Mann, darunter 5 Familienväter, denen jedoch angeraten wurde, vorerst zu Hause zu bleiben, da die Sache doch übel enden könne. Es blieben noch etwa 25 Mann zur Bildung der Freischar übrig; denen wurde vom Wehrausschuß aufgegeben, sich schleunigst auszurüsten und marschfertig zu machen, durchs Hessendarmstädtische zu marschieren und vereint mit den Hessen dem Feind in den Rücken zu fallen. Auf die Nachricht, daß Hessen den Durchmarsch nicht gestatte, war unser Plan nicht ausführbar und wir blieben zu Hause. Die Namen aller, welche den Tod fürs Vaterland ster-

ben wollten, kann ich nicht mehr mitteilen. Außer mir hatten sich gemeldet Fr. Meckel, Schneider Dietz, F. D. Treupel, Abraham Schweizer (Israelit) und andere. Dem September-Aufstand in Frankfurt, mit der Ermordung des Generals Auerswald und des Fürsten Lichnowsky, folgte die Verlegung des Rumpfparlaments nach Stuttgart, am 4. Juni 49. Als sie sich im feierlichen Zuge in ihr Sitzungslokal, im Fritzeschen Reithaus, begaben, fanden sie dasselbe von Militär besetzt, das sie zum Auseinandergehen aufforderte. So endete dieses Parlament, auf welches das deutsche Volk die größten Hoffnungen gesetzt hatte. In Herborn folgte man den Ereignissen mit größter Aufmerksamkeit. Das Interesse für die Volkswehr erlosch allmählich, mehrfach mußten die Erschienenen ihre Führer und Hauptleute aus der Wohnung holen, da diese selbst es vergessen hatten zu erscheinen. Ein letzter Versuch wurde gemacht; allen Säumigen wurden die Gewehre abgenommen und an die Freiwilligen der zwei neu gebildeten Kompagnien verteilt.

Außerdem bildete sich eine freiwillige, mit Hirschfängern und Büchse bewaffnete Abteilg. Jäger. Dieselbe war mit blauen Blusen mit grünem Stehkragen und dito Achselklappen und schwarzer Hose bekleidet und stand unter dem Kommando des Herrn Beck. Sonntags wurde fleißig von den Mitgliedern im Scheibenschießen auf dem Homberg geübt und bestand mehrere Jahre, während die Bürgergarde nach kurzer Zeit aufgelöst wurde. Von Weilburg kam eines Tages 1 Unteroffizier und 4 Mann Trainsoldaten und holten die inzwischen abgelieferten Flinten in der Aula mittelst Wagen ab und „Bürgergarde hatte Ruh.“
- - Blut hat sie keins vergossen. Auch beim Badisch-Pfälzischen zweiten Aufstande, bei welchem die Jägerabteilung unterhalb der „Jungferlay“ die Landstraße aufbrechen, die Dill stauen und Verhaue anlegen wollte, um die Preußen am Durchmarsch zu verhindern, kam nicht zur Ausführung, da die Preußen früher da waren, als wir annahmen. — Die Grundrechte des deutschen Volkes wurden aufgehoben und die auf „Rückwärts“ eingestellte Regierungsmaschine brachte uns bald wieder dahin, wie die Zustände vor der Märzrevolution waren. Die Turnvereine wurden als staatsgefährlich aufgelöst, auch der hiesige hatte das gleiche Schicksal. Die liberalen Vereine wurden aufgelöst und politische Versammlungen verboten, oder, wo sie trotzdem vorkamen, gesprengt. Freisinnige Beamte, Lehrer usw. kamen an Strafstellen und der deutsche Michel konnte seine Schlafmütze über die Ohren ziehen und weiter schlafen, bis er durch den deutsch-französischen Krieg 20 Jahre später, welcher uns das deutsche Reich brachte, aufgeweckt wurde.
Hoffmann

Die Herborner Jahrmärkte

Die Herborner Jahrmärkte boten vor 80 bis 100 Jahren ein viel bunteres Bild als heute. Sowohl die Besucher, Käufer wie Verkäufer, als auch die Artikel, welche feilgeboten und gekauft wurden, waren meistens anderer Art wie heute. Jetzt liegt der größte Teil des Krammarktes im südlichen neuen Stadtteil, welcher in obiger Zeit noch Gartenland war, während dafür in früherer Zeit nur der kleine Platz am Obertor, der Butter-, Korn- und Holzmarkt in Anspruch genommen wurde. Am Eingang des Kornmarkts vom Buttermarkt her war während der Hauptverkehrszeit ein solches Gedränge der hin und her wogenden Menschenmasse, daß es lebensgefährlich war, sich hier durch zu drängen. Nur die kräftigsten Leute konnten es wagen, hier den Versuch dazu zu machen, andere versuchten, auf Umwegen vom Schmalenweg oder anderen Seitenstraßen hin zu gelangen. Wer Kleinvieh, Waaren, landwirtschaftliche Produkte mit sich durchbringen wollte, mußte sie hoch über dem Kopfe, mit den Armen haltend den Versuch antreten. Taschendiebe hätten hier gute Beute machen können, aber deren Zunft bestand damals noch nicht und das Stehlen war zudem auch verboten. Vor der Reformation wurden mehrere Märkte an zwei Tagen abgehalten und zwar am Sonntag und Montag, später wurden sie auf den Montag und Dienstag verlegt. Der erste Tag war Vieh- und Krammarkt und am zweiten nur Krämermarkt. Die Marktstände blieben für den zweiten Tag die Nacht über auf den Straßen stehen. Öfters wurden sie vom Wind, noch mehr aber wurden von bösen Buben ganze Reihen derselben umgeworfen. Mit der Zeit ging der Besuch des zweiten Markttages allmählich zurück und gingen um 1850 diese Markttage ganz ein, obwohl sie im Kalender noch aufgeführt wurden. Die Plätze zum Aufstellen der Marktstände wurden früher nicht verlost und auch kein Standgeld dafür erhoben. Schon vor Tagesgrauen begann daher schon der Streit um die besten Plätze.

Derselbe wurde von den sehr mundfertigen Weibern und Männern besonders am Martini- und Wollmarkt, wo die größte Zahl Bewerber da war, nicht sehr leise geführt, sodaß die Bewohner des Butter- und Kornmarktes an Schlafen nicht mehr denken konnten. Gar oft artete der Kampf in Tötlichkeiten aus. Einer warf dem anderen seinen Verkaufsstand um, und sie gingen sich mit Stöcken und Bohnenstangen zu Leibe. — Am Obertor waren die Stände der Schuhmacher und Strumpfwerber, welche auf dem Butter- und Schuhmarkt keinen Platz fanden oder seit Jahren ihren Stand daselbst hatten. In der Ober- und Neugasse durften Stände nicht aufgestellt werden, nur am Weihnachts- und

Neujahrsmarkt, war es den Bewohnern gestattet, vor ihrem Hause Waren feil zu bieten, da der Besuch an beiden nicht so stark war und der Verkehr daher keine Störung erlitt. Auf dem Schuhmarkt waren die Stände der Schuhmacher von hier und aus Nachbarstädten. Ihre Fabrikate hingen paarweise an aus 7 Stangen bestehenden Gestellen. Aehnlich hatten die Strumpfweber die Strümpfe, Zipfelmützen und Gamaschen zum Verkauf aufgehängt. Auf dem Buttermarkt bildeten die Verkaufsstände ein den Röhrenbrunnen einschließendes großes Viereck.

Hier hatten die Messerschmiede und Händler mit Sichel, Sensen, Wetzsteinen, Sägeblättern usw. ihre Waren ausgelegt. Die Fremden waren vorwiegend aus dem Siegerland und Solingen. Auf der westlichen hielten die Händler mit Band, baumwollenen und seidenen Halstüchern, Knöpfen, Scheeren, Nadeln, Zwirn, Holzlöffeln, Lebkuchen, Spielwaren; auch Puppen mit Strohgestell, Gesicht von Pappe und Kleider und Schürzen von Tapetenpapier pro Stück 6 Krzr. waren hier zu haben. Wo ein freies Plätzchen war, standen Mädchen und Weiber mit Rechen in der Hand, an denen 2 Ellen lange bunte Schnur hing und ständig deren Ruf ertönte: „frisch gebackene Gesundheitsschnur, Stück für Stück 1 Krzr.“ Die Händler waren meist aus hadamarischen. — Auf dem Kornmarkt waren zwei Reihen Stände aufgestellt, hier hatten die Tuchmacher von Biedenkopf, Dillenburg, Limburg, Westerbürg, Hachenburg und Wetzlar ihre Tücher ausgelegt. Außerdem, waren um 1840 auch jüdische Händler aus dem Kreis Wetzlar mit leichten sächsischen Tüchern auf den hiesigen Märkten anwesend. Die Herborner Tuchmacher hingen an Markttagen ein Stück halbfertiges blaues Tuch an einer aus dem Giebel hervorstehenden Stange, das fast bis auf 8 Fuß Entfernung vom Erdboden reichte, zum Zeichen, daß im Hause ein Wollenweber wohne. An andern kleinen freien Stellen standen Tische mit einer großen Wasserflasche, welche mit Wasser gefüllt und oben mit einer Blase zugebunden war. Im Kreise um die Flasche lagen mit buntem Band zusammengehaltene Päckchen kleiner bedruckter Zettel. Nach Zahlung von 1 Krzr. drückte der dabei stehende Mann mit dem Ballen seiner Hand auf die Blase und sofort erschien ein bisher nicht sichtbares kleines weißes sog. Amsterdamer Männchen im Wasser schwimmend, das mit dem ausgestreckten Arm nach einem der Päckchen zeigte, von dem ihm der Besitzer einen der Zettel übergab. Auf demselben stand gedruckt wie lange er noch lebe und sein ganzer künftiger Lebenslauf pp. Auf anderen Tischen standen Drehscheiben, mittelst denen man viel Geld oder auch Nichts gewinnen konnte. Auch Filzhüte waren oft in verschiedenen Formen zu haben, dreieckige und

runde in den verschiedensten Formen. Am südlichen Rathaustor hingen an Nägeln grüne und rote aus 4 bis 6 keilförmigen Stücken zusammengesetzte Pelzmützen von Tuch oder Sammet. Die Nähte waren mit Goldborten bedeckt und oben war eine dicke Goldquaste. Die Käufer waren junge Männer aus den beiden hessischen Ländern.

Die Bewohner des Westerwalds brachten im Herbst und Frühjahr Meerrettich, welcher guten Absatz fand und Flachs. Ihr Platz war der südlichste Teil des Kornmarkts. Auf dem Holzmarkt hielten die mit Buchenholz beladenen Karren. Auch Hafer kam in engen Säcken, welche 1-2 Mesten enthielten, vom Westerwald zum Angebot. Den nur halb gefüllten Säcken war in der unteren Ecke eine Kartoffel eingebunden, dann wurde der leere Teil des Sackes fest, einer Wurst ähnlich zusammen gedreht und an der Kartoffel in einer Länge befestigt, daß die Hafer auf den Schultern ruhte und der gedrehte Teil vor die Stirn zu liegen kam. So trugen Männer die kleine Last 4—5 Stunden weit, den Hut in der Hand nach Herborn. Einer fiel mir auf, der keine Kopfbedeckung hatte. Ich fragte ihn ob er den Hut verloren habe? und erhielt die Antwort, er träge nie etwas auf dem Kopf, vor 15 Jahren habe er zur Konfirmation einen geliehenen Hut beim Kirchengang getragen und seitdem nicht wieder. Als ich mir die kraftstrotzende Gestalt, mit dem flachblonden borstenähnlichen Haar ansah, habe ich es gern geglaubt.

Mit den Marktbesuchern erlaube mir mit dem nördlichsten Teil der Umgegend zu beginnen und zwar dem Siegerland und dem Hückengrund, welche sich von allen Umwohnenden auszeichneten; besonders fielen die Frauen mit der schwarzen Kappe, den langen blauen Kitteln, mehrere Tücher um den Hals gebunden, den Schuhen mit hohen Absätzen auf. Die Männer trugen kurze blaue Kittel, kurze Manchesterhosen, blaue Strümpfe schwere Lederschuhe und hohe, nach oben engere schwarze Filzhüte. Daran reihten sich die Bewohner des jetzt preußischen Hinterlandes. Die Frauen trugen die jetzt noch übliche schwarzen, roten oder grünen Mutschen, den Hals je nach der Witterung mit 1 bis 3 bunten Halstüchern umwunden; auf der Brust das Bruststück, auch Brustlappe genannt. Dasselbe hatte als Unterlage einen Pappdeckel und war mit bunten Bändern eingefast und mit Stickereien verziert. Die Jacke war aus schwarzen Leinen oder glänzend gemangelten Baumwollstoff. Die beiden Brustteile derselben hatten Schnürlöcher, wodurch bunte oder schwarze Bänder gezogen wurden, welche die beiden Brustteile an den Seiten des Brustlatzes festhielten und da-

durch dem Letzteren Halt gaben. Die Aermel der Jacken gingen bis zum Ellenbogen, waren sehr weit und faltig, ebenso waren die Hemdärme. Der Unterarm war mit weißen von Wollgarn gestrickten langen Handschuhen ohne Finger bedeckt. Das weiße Flanellfutter der Jacken am unteren Rand nach oben zu 4 Fingerbreit umgeschlagen. Die Nähte auf dem Rücken waren mit schwarzem daumenbreiten Sammetband überdeckt, auf welchem Doppeladler eingewoben waren. Die Strümpfe waren aus weißem, selbst gesponnenen Garn, gerippt und mit bunten Zwickeln versehen. Unterhalb des Knies wurden die Strümpfe von rot und grün geflochtenen Strumpfbändern mit sehr dicken Wollquasten festgehalten. Die Schuhe waren von derbem Rindsleder hatten herzförmigen Ausschnitt und sehr hohe Absätze und waren dicht mit Nägel benagelt. Das Strickzeug fehlt nie in der Hand der Frauen, der Strickstrumpf wurde mit ins Feld beim Gang zur Arbeit, mit in die Stadt und abends mit ins Bett genommen und ohne Licht weiter gestrickt, bis die müden Augen zufielen. Bei dem Gehen, mit einer Last Gras oder mit einem Korb voll Butter auf dem Kopf, von ca 30 bis 40 Pfund machten die Frauen und Mädchen 3—4-stündige Wege, von Günterrod, Hartenrod pp nach Herborn, aber der Strickstrumpf ruhte nie in der fleißigen Hand; auch die Männer erlernten das Stricken, übten es jedoch in der Regel nur im Winter aus, wenn die Witterung das Arbeiten in Feld und Wald unmöglich machte, oder abends bei Kienspan- oder Rüböllicht. Die Männer trugen sonntags, oder wenn sie in die Stadt gingen, kurze Tuch- oder Manchesterhosen, Schnallenschuhe blaue oder weiße Strümpfe. Einen blauen leinen Kittel, oben mit Oeffnung versehen, so daß gerade der Kopf noch durch dieselbe ging; darunter eine gestrickte Jacke, oder ein altes Kamisol, buntes oder schwarzes bw. Halstuch, mit dem darüber gelegen breiten Hemdkragen. Auf dem Kopfe runde Filzhüte und darunter eine gewebte Zipfelmütze vollendeten den Anzug.

Die der Zunft allein gehörige Walkmühle lag den Mühlen gegenüber rechts des Mühlbachs; bei knappem Wasserstand entstanden fast stets Streitigkeiten zwischen den Wollwebern und Müllern, die oft zu Tätlichkeiten und Prozessen führten. Um 1852 wurde die Walkmühle und das 1609 erbaute Färbhaus von den letzten 11 Zunftgenossen verkauft.

Erstere an Friedr. Stuhl, der sie 1857 zur Lohmühle einrichtete und Letzteres an Andr. Schramm, welcher es zu gleichem Zweck umbaute.

Die Stadtbrauerei, Firma H. Theis, erwarb dasselbe und ließ es abbrechen. Links des Eingangs stand der ca. 2 $\frac{1}{2}$ Meter hohe Schleifstein,

in der Küppenkammer, seit Abbruch des sogen. Schleifturms am Zwin-
ger. Hier wurden die mannshohen Tuchscheren geschliffen.

Nach Aufhebung der Zünfte durch Herzog Wilhelm betrieben noch 8
Meister das Handwerk weiter. Es waren 1) Joh. Caspar Hoffmann,
2) J. G. Hoffmann, 3) Gg. Wilhelm-, 4) Gottfried- und 5) G. F. Hoffmann,
6) J. G. Reichhard, 7) Ph. Benner, 8) Casp. Wabel. Die Handspinnerei
hatte aufgehört. No. 5 legte eine Spinnmaschine an und die unter 1—4
genannten eine Scheermaschine. Dem darnieder liegenden Gewerbe
konnte damit nicht mehr aufgeholfen werden. Die entstandenen Fabri-
ken lieferten schöne, glänzendere Tücher, wenn auch weniger dauer-
haft als die kernige hiesige Ware, und so wurde ein Stuhl nach dem
andern stillgelegt und damit eine Jahrhunderte bestehende Zunft zu
Grab getragen. Schreiber dieses ist der letzte, welcher in seinen jünge-
ren Jahren noch mitgeholfen hat, mit Belesen der Wolle, Garnspulen,
Noppen usw.

Eine Aufzählung der Arbeiten, als noch keine Maschinen zu Gebot
standen und bis aus der Wolle gebrauchsfähiges Tuch vorlag, dürfte
wohl von Interesse sein.

Die Wolle wurde meistens auf dem Wollmarkt hier angekauft und auf
der Wage im Rathaus gewogen. Der Verkauf der Wolle außer Landes
war verboten, damit dem Handwerk das Rohmaterial nicht fehle. Die
Arbeit begann mit dem Belesen und Sortieren der Wolle, um Unreinig-
keiten, Kletten, Mist usw. zu entfernen. Dann kam die Wolle in den
„Wolf“, in welchem sich eine, mit Stacheln besetzte Walze drehte, um
die Wolle, die oft filzig war, zu zerreißen. Nach beendeter Arbeit wurde
sie auf dem Boden der Wohnstube mit Rüböl besprengt (geschmälzt)
und an den Wollspinner abgegeben und in ihre Heimat von den Frauen
auf dem Kopf getragen. Die meisten Spinner waren aus dem Amt Ha-
damar. (Auch hier wurde Wolle gesponnen, z. B. im Stift, im Armen-
haus.) Im Winter übernachteten sie in Kammern und Stuben, auf für sie
bereiteter Streu und begaben sich, nachdem die Morgensuppe geges-
sen war, auf den Heimweg. Die Reise wurde immer gleichzeitig von
mehreren Frauen und Mädchen angetreten, das Garn abgeliefert und
hier auf kleine Holzspulen gespult und zum Einschlagen verwandt. Das
Garn für den Zettel hatte etwas mehr Draht und wurde auf 8 Zoll lange
Pfeifen gespult, der Zettel hergerichtet und geleimt. Den Leim kochten
die Meister selbst aus Schafsknochen. Nach dem Leimen wurde der
Zettel auf dem Hintersand getrocknet und öfters mit einem 3 Meter
langen Kamme überfahren, damit er nicht zusammenklebe. Nun wurde

der Zettel aufgebäumt, d. h. auf eine 3 Meter lange Walze des Webstuhls aufgewickelt, durch die „Riether“ und „Herfeln“ geführt und mit dem auf Tuchbaum befindlichen „Trumm“, „Drom“ verbunden. Jetzt begann das Weben, indem die „Schiffel“, mit feuchter Spule, von zwei am Webstuhl sitzenden Männern einander zugeworfen und dabei die Schemel getreten. Jeder durchgelaufene Faden wurde dicht an den andern geschlagen, so lange es der Zettel zuließ, dann war das Weben beendet.

Später, nach Einführung des „Schnellschusses“ genügte ein Mann zum Weben, das für ein Stück Tuch mehrere Wochen dauerte. Der Webstuhl war 4 Meter lang und gegen 2,5 Meter breit. Das Tuch hatte eine Breite von 3 Ellen, welche nach dem Walken noch $2\frac{1}{2}$ Ellen betrug.

Zum Walken kam das Tuch in den Stock, und um das Wollfett zu beseitigen, wurde fauler Mannsurin und Walkererde beigegeben und das Walken begann. Zwei von der Wasserkraft gehobene zentnerschwere Hammer stampften, bei Wasserzufluß, die Tücher. Nach Beendigung des Walkens wurde das Tuch im Mühlbach gespült, gerauht und nachher getrocknet. Zum Rauhen wurden Drahtbürsten und nachher Karden, welche in einem Holzrahmen befestigt waren, verwandt. Die sich hierbei ergebenden Flocken (Rauflocken) und die andern hießen Walkflocken; dieselben wurden statt Federn in die Betten gefüllt.

Neu waren die Flocken für Betten fast den Federn gleich, aber je älter sie wurden, umsomehr ballten sie sich zu kleinen harten Klumpen, und man ruhte dann ebenso weich darauf wie auf getrockneten Zwetschen. — Die Tücher wurden auf langen, den Dachgaupen herausstehenden Stangen doppelt aufgehängt und reichten fast bis an den Erdboden. Im Wohnzimmer wurden sie nun mit Noppeisen auf langen Tischen liegend, genoppt, d. h. von Erhöhungen, Fadenenden usw. befreit und kamen nun ins Färbhaus, wo sie schwarz, blau, braun usw. gefärbt wurden. Mischfarben wurden vor dem Spinnen hergerichtet, blaue auch oft schon in der Wolle gefärbt. Nach dem Färben wurde das Tuch naß auf den Rahmen gebracht, mit einer Winde in die Länge gezogen und ebenfalls in der Breite stramm angespannt, sodaß eine Breite von $2\frac{1}{2}$ Ellen zwischen den Leisten (Salband, hier Selbin genannt) verblieb; dann mehrfach mit Karden überfahren und trocken auf den Schertisch gebracht und vom Tuch-Scherer geschoren. Das Tuch wurde nun in halber Breite zusammen gelegt, zwischen Gußplatten, die auf der Straße erwärmt wurden, und glatten Pappdeckeln, 5—6 Stücke Tuch gleichzeitig gepreßt und damit war dasselbe zum Verkauf fertig.

Firmenschilder kannte man um 1850 noch nicht. Die Tuchmacher hingen ein halbfertiges Tuch heraus oder legten ein solches auf dem neben der Haustür stehenden Pult, zum Zeichen, daß hier Tuch zu haben war. Zur Zeit der Zünfte durfte nur Wollentuch verkaufen, wer hier solches anfertigte, oder Krämer, welche sich in die Zunft eingekauft hatten. Der Zunftsiegel-Abdruck ist 32 mm groß und zeigt auf verziertem Schild rechts eine Tuchscherer und links ein (†) Kreuz und auf einem Band die Umschrift „Der Wollweberzunft-Siegel zu Herborn.“

Wirtshäuser

Die Wirtsstuben, in welchen Dünnbier verzapft wurde, lagen meistens im 2. Stock. Das Erdgeschoß war, da fast immer mit Brauerei auch Bäckerei verbunden war, für Backstube, Backofen, Küche pp. bestimmt. Mitunter war in den kleinen schmalen Häusern die Wohnstube gleichzeitig auch Back- und Wirtszimmer, alsdann diente einer der Tische als Backmulde. An allen Zimmerwänden waren feste Bänke ohne Lehne angebracht. Unter denselben, an ruhiger Stelle, waren Käfige für Lachtauben, junge Rebhühner, Amseln pp. Andere Bänke mit aufklappbarem Sitz hießen Milchbank, darin wurde die Milch in Töpfen aufbewahrt, bis sie zum Verbuttern kam. An den Wänden hingen in langer Reihe die Maßkrüge mit Zinndeckel, mit dem Namen des Wirtes versehen. Oben an der Stubentür war mit Kreide das Datum der Wochentage angeschrieben. An kurzen Wintertagen kamen bei manchen Wirten Bekannte und Nachbarn zusammen, um zu Hause Licht zu sparen (Lichterstunde), besprachen die Tagesereignisse, rauchten Tabak, spuckten in die Stube, tranken jedoch nichts. Nach eingetretener Dunkelheit gings nach Hause, und es wurde bei trübem Oellicht weiter gearbeitet. Nach dem Abendessen wurde bis gegen 9 und 10 Uhr gearbeitet. Dann gingen die Bürger in ihr gewohntes Wirtshaus, wo jeder seinen bestimmten alten Platz einnahm und ohne Aufforderung einen 4 Schoppenkrug mit Bier und ein Glas hingestellt bekam. Der Schinder und Scharfrichter hatte seinen Platz in einer Ecke, bekam sein Bier in einem Krug ohne Deckel und kein Glas dazu. Auf den mit Bischoffer Sand geriebenen Tischen standen nach Zahl der Gäste 1—2 verschiebbare Stangelichte von Eisen oder Messing. Vor den Tischen standen an den Längsseiten der Stube Bänke ohne Lehne. Die Wände waren weiß und ohne jeden Schmuck. Zum Anzünden der Pfeife dienten dem Ofen oder Kohlenpfanne entnommene glühende Kohlen oder am Licht angezündetes Papier (Fidibus). Über dem Kammofen befand sich ein Lattengestell zum Wäschetrocknen und die Käsbretter darauf zu legen.

Die jungen Leute im Alter von 18—27 Jahren marschierten abends, ehe sie sich ins Wirtshaus begaben, in 2 Reihen durch die Neu- und Obergasse. Die z. Z. üblichen Volkslieder wurden gesungen, wobei sich alle Fenster öffneten, um dem Gesang zu lauschen. Es bestanden um 1820 schon Singvereine hier, wobei auch Mädchen mitwirkten. (An hohen Feiertagen sangen sie im Chor der Kirche öfters, wodurch der Kirchengesang sehr verbessert wurde). Die jungen Burschen tranken in den Wirtshäusern auf gemeinsame Zeche. Für 10—12 Personen kam bis 1847 nur ein Glas auf den Tisch; seit 1847 wurde es üblich, jedem Gast ein eigenes Glas zu geben.

Das frisch gebraute Bier wurde von 4—6 Weibern in Zübern auf dem Kopfe in das Wirtshaus getragen und in halbe und ganze Ohmfässer gefüllt. Dieses Biertragen war für Frauen und Bäcker, die Hefe für Kuchen oder Kreppeln bedurften, das Zeichen, wo frische Hefe zu haben war.

Bis ums Jahr 1845 wurde hier nur das sog. Dünnbier gebraut. Es war ein billiges gesundes Getränk, das bei Arm und Reich als Hastrunk und bei der Feldarbeit beliebt war. Die älteste hiesige Brauerei nach bayrischer Art ist die der Firma P. C. Bausch. Einige Jahre später (1863) entstand die Brauerei von Theis & Cuntz. Die Brauerei Schneider wurde im Jahre 1878 gegründet. 1876 legte Herr Adolf Schramm den ersten Eiskeller nach amerikanischem Stil an und 1878—1879 wurde die Brauerei Ad. Schramm gebaut. Die Gründung der Brauerei Reinhard Wisenbach fällt ebenfalls in die 70er Jahre.

Jetzt sind 5 Brauereien hier, dieselben brauen jährlich zusammen im mehrjährigen Durchschnitt (1905, 1906 und 1907) über 27.000 Hektoliter oder 2 Million siebenhunderttausend Liter Bier. Die Einfuhr fremder Biere nach hier ist sehr unbedeutend, da das hiesige allen Anforderungen entspricht, wie auch der gute Versand nach auswärts beweist.

Feuerwehr

Das jetzige Spritzenhaus, hinter dem Rathaus, wurde nebst Ochsenstall 1778 eingerichtet.

Ueber Ankauf der 2 Spritzen, welche bis 1778 im Rathausehrn standen, geben die Stadtrechnungen nur über eine Auskunft, obwohl ich dieselben sorgfältig durchgesehen habe. 1850 wurde die kleinste der beiden, welche als Landspritze gebraucht wurde, nach Bellersdorf verkauft.*) Der Strahl derselben ging nur 24—30 Fuß hoch. Ueber Brände

*) Dieselbe war 1747 in Butzbach gebaut worden und kostete 325 Gulden.

in der Stadt wird in einem späteren Kapitel berichtet. — Wie vorne geschildert, bestand das Löschwesen und Hilfeleistung unverändert fort, bis zum Jahre 1850. Um diese Zeit trat in Deutschland ein Umschwung im Löschwesen ein, veranlaßt durch den Karlsruher Theaterbrand (1847) welcher 62 Menschenleben vernichtete, während Tausende zusahen und nicht helfen konnten. Hierdurch erwachte das Bestreben, durch Verbesserung der Lösch- und Rettungsgeräte derartigen Unfällen gegenüber möglichst gerüstet zu sein. Das Beispiel der auf der Brandstelle erschienenen freiwilligen Durlacher Feuerwehr und ihr tatkräftiges Eingreifen, veranlaßte an vielen Orten die Gründung freiwilliger Feuerwehren. In den meisten Städten gingen dieselben aus den Turnvereinen hervor; so auch hier. Nach meinem Eintritt in denselben war ich bestrebt, auch hier eine freiw. Feuerwehr ins Leben zu rufen.

Meinem Antrag wurde zugestimmt und in Folge eines an den Gemeinderat gerichteten Gesuchs wurde dem Turnverein eine kleine tragbare Büttenspritze 1850 zur Bedienung übergeben.

Dieses war die erste freiwillige Feuerwehr der Stadt Herborn und ich bin der Letztüberlebende derselben.

Im Sommer 1851 bezog die Stadt, wohl vorwiegend den Bemühungen des Gemeinderats P. C. Bausch zu verdanken, von dem Gründer der Durlacher Feuerwehr Carl Metz in Heidelberg die heute noch in gutem Zustand befindliche Abprotz-Spritze (nach Pariser Bauart). Metz kam zur Ablieferung selbst hierher und übte die zur Bedienung erforderlichen 9 Mann selbst ein. Es waren dies der Turnwart W. Remy, Hr. Nikodemus, H. Hoffmann, G. Söhn, Hr. Schramm, W. Waas, Hr. Bender Splr., Fr. Meckel, Fr. Nies.

Die Turnerfeuerwehr wurde aufgelöst und an deren Stelle trat obige 1. Rotte der 2. freiw. Wehr, welche langsam auf 24—30 Mann anwuchs.

Als der Führer derselben, W. Remy, welcher inzwischen zum Bürgermeister gewählt worden war, den Dienst niederlegte, trat der Buchhändler J. M. Beck an dessen Stelle. Im Jahre 1863 wurde nach langem Drängen meinerseits, die von mir nach dem Muster der Wiesbadener entworfene Feuerwehr- und Löschordnung, fast unverändert, vom Gemeinderat angenommen und vom herzogl. Amt genehmigt. Pflichtig war zum Dienst jeder männliche Einwohner vom 16. bis zum 60. Lebensjahre.

Die Feuerwehr bestand aus der Pumpmannschaft, den Wasserreichern, Steigern und Schlauchführern, der Wachemannschaft, und je 1 Rotte für Rettung von Menschen und Vieh und den Möbel-Rettern, sowie 8 Feuerboten zu Fuß und ein Feuerreiter, wie den Schleusenwärttern.

Vom Gemeinderat wurden zu Kommandanten erwählt:

P. C. Bausch
J. H. Hoffmann zum ersten und
J. F. Meckel zum zweiten Stellvertreter.

Die Einübung der ca. 400 Mann umfassenden Wehr übernahm ich von Anfang an, da sich der 1. Kommandant, auf dringenden Rat der Aerzte, vor der damit verbundenen Aufregung verschonen mußte. Einige Jahre später ging das Kommando vorläufig auf mich über. Infolge eines leichten Schlaganfalls trat Herr Bausch ganz vom Kommando zurück.

Daß die Einübung und Gewöhnung an Ordnung der zahlreichen Mannschaft, besonders bei den in weit höherem Alter als ich stehenden Männern, die gewohnt waren, bei Bränden nach ihrem Gutdünken zu handeln, keine ganz leichte war, kann sich wohl jeder denken. Fälle von Gehorsamsverweigerung kamen jedoch nicht vor, ich fand stets willige Folge.

Inzwischen traten durch Neuanschaffung von 2 Spritzen und einem Zubringer veränderte Verhältnisse ein. Die Mannschaft der Fahrspritze Nr. 1 trat durch Veranlassung des Häfners Schwer 1874 als freiwillige Abteilung zusammen, wählte Schwer als 1. und den Bierbrauer R. Wissenbach als zweiten Führer. Das Kommando über die Zubringermannschaft wurde dem Mechaniker Karl Meckel 1876 übertragen; dieselbe trat unter dessen Führung später auch zu einer freiwilligen Abteilung zusammen.

Das gleiche tat die Mannschaft der weiter erworbenen Fahrspritze Nr. 4 unter der Führung H. Weisgerber I. und Schlossermeister Heinr. Jopp.

Eine von der Aachen-Münchener Feuervers.-Ges. geschenkte kleine Spritze bedienen die Schüler der Königlichen Präparanden-Anstalt.

Die älteste freiw. Abteilung (Spritze 3) hielt im Januar 1876 im Claeßnerschen Saal ihren ersten Feuerwehrball ab, welchem mehrfach wei-

tere folgten. Kleine Lustspiele oder lebende Bilder wurden vor Beginn des Balles aufgeführt.

Im Jahre 1868 übernahm ich auf Wunsch der freiw. Feuerwehr Abt. 3 auch das Kommando derselben an Stelle des zurückgetretenen Herrn Beck. Obmann-Stellvertreter war lange Jahre der Spengler Hrsh. Bender. — Im Dezember 1888 feierte die Abteilung ihr 25jähriges Bestehen als Teil der städtischen Feuerwehr, während dieselbe seit ihrer 1851 erfolgten Gründung als Verein bestand, im Saalbau Metzler, woran sich auch der Männergesangverein und die Concordia beteiligten und zahlreiche lebende Bilder mit bengalischer Beleuchtung dargeboten wurden. (Gleichzeitig wurde das 25jährige Jubiläum des Kommandanten gefeiert).

1872 wurde der Feuerwehrverband für den Reg.-Bez. Wiesbaden gegründet, an dessen Gründung ich als Vertreter der Stadt teilnahm. Dem Zentralvorstande habe ich bis zur Niederlegung meines Dienstes (1891) angehört. Am Gründungstag machten sämtliche Abteilungen der Wiesbadener Wehr an der Schule auf dem Marktplatz eine gutgelungene Uebung. — Nach den angenommenen Satzungen sollte jährlich abwechselnd in den verschiedenen Städten ein mit Uebung der verbundener Feuerwehrtage abgehalten werden, womit eine Ausstellung von Lösch- und Rettungsgeräten verbunden war. Den sämtlichen Feuerwehrtagen habe ich bis zur Niederlegung meines Dienstes beigewohnt. Als der 3. in Biebrich abgehalten wurde und ich die Tausende von Feuerwehrleuten sah, die am Zuge Teil nahmen, sagte ich zu meinem Nebenmann H. Bender: „Den können wir nicht übernehmen.“ Als ich in der ersten Führerversammlung über den Verlauf des Tages in Biebrich berichtete, teilte ich auch darüber meine Ansicht den Führern mit, und schlug vor, Bezirksfeuerwehrtage abzuhalten und dazu die benachbarten Wehren einzuladen. Eine nach hier berufene Versammlung der Wehren zu Haiger und Dillenburg nahm meinen Vorschlag an, ebenso unser Anerbieten, den 1. Feuerwehrtage 1878 in Herborn abzuhalten.

Feuerbrünste

1807, in der Nacht vom 16. auf 17. September entstand in dem Wohnhaus des Kaufmanns Stein in der Obergasse (jetzt Doeinck) Feuer, als dasselbe den Dachraum erreichte, explodierte ein Fäßchen Pulver.

Das Dach flog mit dem Speicherinhalt in die Höhe. Hierdurch bekam das Feuer Luft nach oben und bei der herrschenden Windstille konnten die nur 2–3 Meter entfernten Nachbarhäuser auf 3 Seiten fast unbeschädigt erhalten werden. Morgens konnte man auf dem Kirchberg, der Seilerbahn und im Kamp die Wirkung der Explosion überschauen; Schinken, Speckseiten, Tabak, Deutscher Kaffee usw. wurden in Mengen daselbst gefunden.

Zahlreiche ältere Leute staunten darüber, daß es möglich gewesen war, ein Haus, das keine Brandmauern hatte, aus der Umgebung der nahe dabei stehenden Holzbauten zu löschen und glaubten an Zauberei. Einige versicherten, das Feuer sei besprochen worden, sie hätten auch einen Mann, gleich anfangs, ums Haus herum laufen sehen. Daß dem Pulver die Rettung zu verdanken war, das bedachten sie nicht.

Im Jahre 1839 in der Nacht vom 15./16. September brach gegen 12 Uhr in den Hintergebäuden des Bäckers Joh. Jüngst*) dahier, in der Mühl-gasse Feuer aus, welches leicht hätte gelöscht werden können, wenn nicht im Anfang solche Angst und Kopflosigkeit geherrscht hätte, die ein Löschen fast unmöglich machte. Die beiden Spritzen waren wohl in der Nähe der Brandstätte aufgefahren, aber es fehlte an Wasser und Pumpfern. Fortwährend bemühten sich einige Männer, Wasserreihen nach dem Brunnen auf dem Buttermarkt zu bilden, aber kaum waren sie gebildet, so liefen die Leute weg, um ihr Vieh und Hausrat zu retten.

Der Brand breitete sich rasch nach allen Seiten aus, endlich erinnerte man sich des dicht vor der Brandstelle herfließenden Mühlbachs, zu welchem 2 Treppen hinabführten und benutzte denselben zum Speisen der Spritzen. Aus den Nachbarorten traf inzwischen Hülfe ein, so daß das Feuer von allen Seiten bekämpft werden konnte. Vierzehn Spritzen waren nebst der Mannschaft am Platze erschienen und bekämpften im Verein mit den Herbornern den Brand. Dem tapferen Verhalten der Seelbacher Mannschaft war es zu danken, daß das Schramm'sche Wohnhaus erhalten blieb. Gegen 5 Uhr morgens war man des Feuers Herr, aber 14 Gebäude lagen in Asche. Darunter eine große 4stöckige Scheune, in deren Dachräumen große Mengen Winter-saat und Wachholderbeeren lagerten. Einen furchtbaren, aber doch

*) Johannes Jüngst war der erste Herborner, welcher Kühe beim Ackerbau benutzte. Daher rührt noch der Name Kuhhannes oder auch Koihannes auf Herborner Deutsch.

schönen Anblick boten die ölhaltigen Samenkörner, als dieselben haushoch von der Lohe brennend in die Luft getrieben, wie ein riesiges Feuerwerk in östlicher Richtung über Herborn hinwegflogen und die Umgegend auf mehrere Stunden taghell beleuchteten. (Grundriß der Brandstätte befindet sich im Museum.)

Am 2. Dezember 1841 brach im Hinterhaus des Schreiners Alb. Hans bei starkem Südwestwind Feuer aus; es gelang jedoch dasselbe auf seinen Herd zu beschränken, sodaß nur der 2stöckige Anbau abbrannte.

1853 brannte bei 19° Windkälte ein Trockenschuppen der Kempf'schen Papiermühle (jetzt Eisenwerke) nieder, wobei die freiwillige Feuerwehr mit der Saugspritze gute Hilfe bei Bekämpfung des Brandes leistete.

1865 entstand Feuer in der neu erbauten Koch'schen Scheune beim Bürgerturm. Das Gebäude blieb größtenteils erhalten, der Inhalt verbrannte.

1872 am 4. Mai vormittags brach in dem Mayer'schen Hause „auf der Mühlbach“ im oberen Stock Feuer aus. Dasselbe wurde von der Bedienung der Spritze 3 gleichzeitig innen und außen angegriffen und rasch gelöscht, sodaß nur der oberste Stock und Dach beschädigt wurden. Die Nachbargebäude wurden von 2 anderen Spritzen naßgehalten.

Gegen Ende August 1874 brannte die Scheune des Bäckers Ad. Gerhard (Schloßstraße) mit allem Inhalt an Heu und Getreide ab. An den Löscharbeiten beteiligten sich die Mannschaften des 8. Rhein. Jägerbataillons, welche hier in Quartier lagen, in hervorragender Weise, sowie einige Spritzen von Nachbarorten.

Am 12. Oktober 1870 entstand in der Wissenbach'schen Brauerei, in der Nähe der Darre, ein Brand, welcher rasch um sich griff. Die Spritzen, welche damals noch hinter dem Rathaus standen, kamen verspätet zur Brandstelle, da die Ausfahrt durch vor dem Tor aufgehäuften Pflastersteine, Sand und Gräben für eine Gasleitung, gehindert war. Bei dem starken Südwinde und dem der Stadt zufliegenden brennenden Malz, glaubte der auf der Brandstätte erschienene Bürgermeister Todt die Stadt gefährdet und wollte Feuerboten nach allen Richtungen abgehen lassen, was sich jedoch das Feuerw.-Kommando verbat und den Bürgermeister ersuchte, für die Schließung aller südlichen Oeffnungen

an Gebäuden Sorge zu tragen, mit dem Feuer würde man allein fertig werden. Trotzdem kamen doch einige Nachbargemeinden, durch den Feuerschein veranlaßt, zu Hülfe. Der zweite Stock und das Dach hatten stark gelitten.

Zur Erinnerung

an die Eröffnung der Eisenbahn und des 1. Bahnhofs
im Jahr 1862 in Herborn.

Nachdem die Kgl. Preußische und Herzogl. Nassauische Regierung „des langen Haders müde“ sich geeinigt hatten und Preußen den Anschluß der nassauischen Staatsbahnen an das rheinische Bahnnetz gestattet, erteilte Nassau der Köln-Mindener Gesellschaft die Erlaubnis, die Strecke Deutz-Gießen und die Aemter Dillenburg und Herborn auszubauen. Anfangs Februar wurde hier am Gaulstein und am 11. Febr. am Homberg mit dem Bahnbau begonnen und derselbe so rüstig fortgeführt, daß am 9. November schon ein Zug mit 15 mit Kies beladenen Wagen von Wetzlar kommend, hier einlief und daß am 29. d. M. eine Lokomotive, von Gießen kommend, bis Dillenburg probeweise fuhr und von da wieder nach Gießen zurückkehrte (1861).

Kaum ein Jahr nach Beginn des Baues konnte die ganze Strecke von Deutz—Gießen dem Verkehr übergeben werden, obwohl die Stadionsgebäude nur im Rohbau da standen und die Ab- und Zufuhrwege noch fast vollständig fehlten. Der einzige Weg nach dem Bahnhof hier war über die Obertorbrücke nach dem ca. 2 Fuß breiten Feldweg durch den Schleit nach dem Alsbach. Ueber diesen Weg war alles Baumaterial nach dem Bahnhof gefahren worden; man kann sich daher leicht vorstellen, in welchem Zustand der Weg im Frühjahr 1862 war. Die Direktion der Köln-Mindener Eisenbahn-Gesellschaft hatte es jedoch eilig mit der Eröffnung der Strecke, da durch dieselbe erst die Rentabilität der ganzen Linie durch die Güterbeförderung (Kohlen, Erze) gesichert war. — Da die Eröffnung der Bahn doch immerhin ein wichtiges Ereignis für Herborn war und da seitens der Direktion keinerlei Feier vorgesehen war, so beschloß der Stadtvorstand, daß die einlaufenden Personenzüge mit Böllersalven begrüßt werden sollten und daß eine Aus-

schmückung des Empfangsgebäudes stattfinden sollte. Letztere wurde mir (damals Mitglied des Stadtvorstandes) übertragen und bezüglich der Ausführung völlig freie Hand gelassen. Ich ließ 60 Fuß Fischten-Kränze anfertigen und in Bogen an der der Bahn zugekehrten Seite des Gebäudes anbringen. Fahnen waren keine vorhanden. Die Beschaffung derselben oder vielmehr die Wahl der Farben war eine etwas kitschliche Sache. Die nassauische Regierung war damals wenig beliebt, die preußische noch weniger, da beide damals nicht im Sinne der Mehrheit der Bevölkerung regierten. Ohne mich lange zu besinnen, wählte ich daher die alten deutschen Reichsfarben „Schwarz-rot-gold“, unter denen 4 Jahre später der deutsche Bund gegen Preußen und seine Verbündeten tapfer, aber erfolglos kämpfte. Am Tage der Inbetriebnahme der Bahn wehten dann stolz die schwarz-rot-goldenen Fahnen u. Wimpel in der Frühlingsluft. — Vermutlich ist das alte, jetzt dem Abbruch geweihte Empfangsgebäude das einzige im deutschen Reich, welches bei der Eröffnungsfeier die alten Reichsfarben trug. — Im Innern des Bahnhofsgebäudes sah es jedoch noch sehr ungastlich aus; nur das Erdgeschoß hatte Fenster, Bedielung der Fußböden, Wand- und Deckenputz fehlten in den Wartezimmern. Wände und Decken wurden von Herrn H. Magnus mit weißen Baumwolltuch überzogen, wodurch die Räume doch etwas wohnlicher aussahen. Leider war im Zimmer für 1. und 2. Klasse ein Ziegel aus einem Deckengefach auf das an derselben ausgespannte Tuch gefallen. Der Stoff hing daher wie ein mit Fischen beschwertes Hebgarn sackartig in der Mitte etwa 2¹/₂ Fuß tief herab, zur Beseitigung des Steins war keine Zeit übrig und blieb die Decke mehrere Wochen in diesem Zustand bis sie dann getüncht wurde. Die ersten Fahrscheine waren auf farbiges Papier gedruckt und hatten die Größe wie die der Pferde- und elektrischen Bahnen. Bei der Kontrolle wurde ein Stück abgerissen und vor Ankunft auf der Haltestelle die Zettel abgenommen. Die Fahrkarten wurden anfangs der 70er Jahre eingeführt. — Daß zu den ersten hier eintreffenden Züge faßt die halbe Bevölkerung am Bahnhof und an der Bahnstrecke war, kann man sich denken.

Auf dem Weg nach dem Bahnhof kamen einige Unfälle vor, indem einzelnen der neugierigen Wanderer die Schuhe im Morast auf dem Wege stecken blieben.

Abends war hier im Ritter und auf dem Hof in Sinn Festessen bei guter Beteiligung.

Vor 40 Jahren

Es war im Winter von 1870 auf 71, während des deutsch-französischen Krieges, als hunderttausende französischer Soldaten in Deutschland als Gefangene weilten oder in die Schweiz sich gerettet hatten. Als es den Franzosen allmählich dämmerte, daß sie von den Deutschen niedergerungen seien und daß weiterer Widerstand nutzlos sei, da glaubten zahlreiche Herborner, unsere alte Stadt würde im Handumdrehen auch eine reiche Stadt werden. Es erging nämlich eine Aufforderung an alle deutschen Städte, welche aus den Kriegen von 1790—1850 mit Frankreich noch von da herrührende Schulden hätten, sich bei den betreffenden Staatsregierungen zu melden und die erforderlichen Nachweise zu liefern. Die meisten Städte waren nach dem Friedensschluß um 1817 aus den von Frankreich gezahlten Kontributionsgeldern entschädigt worden, eine kleine Anzahl hatte jedoch nichts erhalten.

Zu diesen gehörte auch Herborn, welches um 1870 noch eine Schuldenlast von etwa 25—30 000 Gulden hatte, welche noch aus den Befreiungskriegen herrühren sollte. Der Sage nach war ganz allein der damalige Schultheiß Weyl daran schuld, daß die Stadt seiner Zeit nichts erhalten hätte. Mehrere hundert Mal habe ich in meiner Jugend diese Beschuldigung gehört. Schultheiß Weyl solle auf die Beschwerden und das Drängen der Bürger, die Anmeldung vorzunehmen, stets geantwortet haben: „Biberlabab, es sei kah Belege do!“ und da keine Anforderung bei der Herz. Nass. Regierung von hier aus einlief, so habe Herborn auch damals nichts erhalten.

Nachträglich wurde der Stadt erlaubt, eine Accise oder Steuer auf Wein, Brantwein, Bier, Fleisch und Mehl zu erheben, um von den Einnahmen die Zinsen zunächst zu bezahlen und den etwaigen Ueberschuß zur Schuldentilgung zu verwenden. Die Steuer wurde eingeführt, nur das Mehl, das man als notwendigstes Lebensmittel betrachtete, blieb steuerfrei. Getränke und Fleisch sah man damals als nicht absolut notwendig zum Leben an, und besteuerte dieselben als Luxusartikel. Der Zweck, wozu die Steuer erhoben wurde, kam gar schnell in Vergessenheit; die Schulden blieben für die Nachkommen erhalten und die eingehenden Gelder wurden zu laufenden Ausgaben verbraucht.

Als nun im Winter 70/71 die vorerwähnte Aufforderung erging, da war hier die Freude groß, da man glaubte, künftig statt Schuldzinsen zu

zahlen, Kapitalzinsen einnehmen zu können. Die frohe Stimmung wurde jedoch bald niedergedrückt, da kein Mensch wußte, welche Summe sollen wir verlangen, und wie soll der Nachweis dafür erbracht werden? – Da war guter Rath teuer. In der Gemeinderatssitzung, in welcher die Angelegenheit besprochen wurde, erinnerte ich mich, einmal gehört zu haben, auf dem großen Rathausspeicher stehe eine Kiste, von der niemand wisse, was sie enthalte, da kein Schlüssel dazu vorhanden sei. Ich schlug vor, sofortige Ermittlung vorzunehmen, und nötigenfalls die Kiste zu erbrechen. Letzteres war nicht erforderlich, da, als wir den Kasten aufgefunden hatten und aufheben wollten, um ihn an eine freie Stelle zu bringen, da brach der wurmzerfressene Boden heraus, und der Inhalt lag vor uns. Es waren mehrere Körbe voll vergilbte, Viertelbogen große, zusammengerollte und mit Zwirn umwundene Zettel. Alle Anwesenden glaubten endlich die vom Schultheiß Weyl gesuchten Belege gefunden zu haben.

Es stellte sich jedoch bald heraus, daß dieses ein Irrtum war; denn es waren von Offizieren ausgestellte Empfangsscheine (Bons) über erhaltenes Getreide aus den im Rathause angelegten Kriegs-Magazinen. Dieselben befanden sich für Brotfrüchte in der ehemaligen Fleischschirm (jetzt Turnhalle) und auf den großen Dachböden des Rathauses für Hafer. 1870 waren die hölzernen Fruchtmaße noch vorhanden.

Nach dieser Enttäuschung blieb nichts anderes übrig, als weiter zu suchen. Eine zur Franzosenzeit (am 29. Aug. 1811) aufgestellte Beschreibung des städtischen Vermögens teilt darüber unter Titel Id mit: Urkunden und Papiere. Im Gemeindehaus befinden sich ganze Schränke und Kasten voll alte Akten, Rechnungen, Bücher und andere Papiere chaotisch durcheinander geworfen, zu deren Ordnung der Unterzeichnete in seinem Verhältnis als vormaliger Beamter dem alten Magistrat schon die Anweisung mit Instruktion gegeben hatte, es blieb solche aber ohne Erfolg. Zu diesem allerdings immer noch höchstnotwendigen Geschäft sind einige geeignete Subjekte erforderlich, denen aber wegen der Weitschichtig- und Beschwerlichkeit ein billiges Honorar ausgeworfen werden muß. (C. L. A. Reichmann.)* – Um 1870 lagen die städtischen Archivalien in einer Ecke des westlichen Speichers so auf-

*) Jetzt, nach 100 Jahren, sind die alten Urkunden pp. zwar besser aufbewahrt, aber geordnet und aufgenommen sind dieselben bis heute noch nicht. Was würde sich der selige Rat Reichmann freuen, wenn es endlich geschähe.

gehäuft, als wenn man dieselben mit Mistgabeln hingeworfen hätte. Ich übernahm die Durchsuchung derselben. Eine angenehme Arbeit war dies auf dem fensterlosen, nach Westen gelegenen Raum im Winter 1870/71 nicht. Wenn ich sehen wollte, mußte ich die Vorstelläden entfernen, um Licht zu bekommen und dem mehrhundertjährigen Staub den Abzug zu ermöglichen. Nach ca. 14-tägiger Arbeit fand ich einen Umschlag mit der Aufschrift; Contributions- und Kriegskosten. Freudig überrascht zerriß ich den Bindfaden und hatte drei gleichlautende, in braunem Einband befindliche dünne Bücher, welche in schöner Handschrift die so lange vermißten Nachrichten enthielten. Hätte ich nicht jedes Aktenbündel geöffnet und sorgfältig durchsucht, so lägen sie wohl heute noch zwischen Stadtgerichtsakten vom Jahre 1700 eingebettet. — Da jetzt die nötigen Unterlagen vorhanden waren, so konnte weiter in der Sache vorgegangen werden. Die Zahlen, um welche es sich handelte, sind meinem Gedächtnis leider entschwunden; ich glaube aber nicht zu irren, wenn ich den Betrag nebst 5 Prozent Zins und Zinseszinsen für 70 Jahre zwischen 3 oder 400 000 Gulden annehme. Der Rechtsanwalt Otto Stöckicht erbot sich in uneigennütziger Weise, die erforderlichen Eingaben und Schriften umsonst auszuarbeiten. Dieselben wurden alsbald fertiggestellt, vom Gemeinderat unterschrieben und abgesandt. Was weiter aus der Sache, die so hoffnungsvoll begann, geworden, ist mir leider nicht bekannt, auch nicht, wie es anderen Städten bei dieser Angelegenheit ergangen. Danzig z. B. hatte große Forderungen eingereicht. — Sechs Milliarden wurden bei den Friedensverhandlungen von Frankreich verlangt, die Franzosen handelten eine Milliarde Frank herunter. Vermutlich ist unsere Forderung, sowie die anderer Leidensgefährten, in der gekürzten Milliarde enthalten gewesen. Sicher ist nur, das Reich hat fünf Milliarden erhalten und Herborn keinen Pfennig. Weiter ist sicher, daß dem alten Schultheisen Weyl bitteres Unrecht widerfahren ist, wenn man ihn beschuldigte, saumselig damals gehandelt zu haben. Wenn das städtische Archiv einmal gesichtet wird, dann wird vielleicht ermittelt, wer den Karren seiner Zeit in den Dreck geschoben hat.

Wie die Herborner Krämer und Handwerker um 1800 nach Frankfurt zur Messe reisten

Der Weg ging über Wetzlar nach Butzbach, Friedberg, Vilbel nach Frankfurt/Main. Die Reisevorbereitung bestand zunächst darin, daß

man sich einen Reisepaß vom fürstlichen Amt und ein Zeugnis vom Pfarrer beschaffte, das man zum Abendmahl zugelassen werden könne, was besonders für die Ostermesse erforderlich war. Sodann sorgte man für ein gutpassendes, frisch genageltes Paar lederner Schuhe, mit silbernem oder Stahlschnallen, zwei Paar nicht zu alte Wollstrümpfe, altes Verbandleinen und $\frac{1}{2}$ Talglicht für wunde Füße, Feuerstahl und Stein nebst etwas Schwefelfaden, eine irdene Pfeife, eine Blase mit Tabak und einen kräftigen Rohr- oder Eichenstock, mehrere Taschentücher, Filzhut und Radmantel, sowie ein Hemd und nahm von Familie und Verwandten Abschied. Meistens schloß sich eine Gesellschaft von 6—10 Personen zusammen, die zu gegenseitiger Unterstützung bei Überfällen, räuberischen Angriffen usw. jährlich ein bis zweimal die Reise antraten. Die Rot- und Weißgerber gingen gewöhnlich mit den Karren, welche ihre Fabrikate geladen hatten, ebenso die Tuchmacher und Strumpfweber; wenn es bergab ging, nahmen sie abwechselnd Sitz auf dem Meßkarren; ging es bergauf oder war der Weg gar zu schlecht, so halfen sie drücken oder den auf der Landstraße eingesunkenen Karren aus den Löchern wieder herauszuheben. Die Wetterau war besonders gefürchtet wegen ihrer schlechten Wege. Auch bei Herborn war es im 17. Jahrhundert ebenfalls so. Als der Reisewagen des Grafen Zell vorm Beilstein eingesunken war, wurden 18 Männer vom Magistrat hingesandt, um die Kutsche aus dem Loch zu schaffen.

Ältere und nicht wegfähige Leute, auch Frauen mieteten sich einen Pferdekarren, den der Fuhrmann mit Holzreifen versah, über welche fünf bis sechs zusammengenähte Bettücher gespannt wurden von denen jeder Mitreisende eines dazu hergab, und nahmen auf den Meßkisten Platz. Man konnte einen halben oder ganzen Platz nehmen. In ersterem Falle ging oder fuhr man abwechselnd und zahlte je nur die Hälfte des Kostenanteiles für eine Person. Das Auf- und Absteigen vom Karren bot stets einige Schwierigkeiten und wurde durch Stühle und darauf gestellte Schemel bewerkstelligt. Fast auf allen an der Straße liegenden Orten wurde am Wirtshaus angehalten, die Pferde gefüttert und die Reisenden verweilten solange in der Wirtsstube und aßen von ihrem mitgebrachten Brot und Wurst, bis es weiterging.

Die Herborner machten oft die Reise mit den Bewohnern des Siegerlandes, Haiger und Dillenburg zusammen. Der Weg wurde von hier bis Frankfurt in drei Tagen zurückgelegt. Am ersten ging man bis Butzbach, am zweiten bis Vilbel und am dritten bis Frankfurt. Da die Betten für die Meßfremden nicht ausreichten, so schlief man stets auf Stroh

bei der Hinreise; bei der Rückreise verteilten sich die Gäste mehr und der Andrang war nicht so groß. Um 1830 wurde schon von Vermögenden die Post benutzt. Dieses war aber teuer. Das Fahrgeld betrug an Schmiergeld 12 Kreuzer, Trinkgeld bei zwei Pferden 40 Kreuzer, bei drei: 50 Kreuzer, bei vier: 1 Gulden und Fahrgeld je Meile 33 Kreuzer ohne Einschreibgeld. 40 Pfund Gepäck waren frei. Außerdem hatte der Reisende Sperr- und Brückengeld selbst zu zahlen. Auf jeder Station wurde angehalten und die Pferde gewechselt und der Postknecht erhielt 8 Kreuzer Trinkgeld. In Frankfurt angekommen suchte man sein gewohntes Nachtquartier auf und wurde als alter Bekannter freundlich begrüßt. Da die Gasthöfe für die große Zahl der Messbesucher nicht ausreichten, so hatte jeder Zimmerbesitzer das Recht Gäste aufzunehmen und zu verpflegen.

Als ich in Begleitung meiner Mutter zum ersten mal vor 75 Jahren nach Frankfurt kam, wohnten wir in der Metzgergasse bei einem Ochsenmetzger namens Ochs, wo auch meine Großmutter Neuendorff, wenn sie zum Einkauf von Spielwaren zu Herbstmesse nach Frankfurt ging, stets gewohnt hatte. Auch ich habe da selbst gewohnt und vor 70 Jahren daselbst zum ersten mal Leberklöße gegessen, welche mir so gut schmeckten, daß ich meine Mutter bat, sie möge sich das Rezept dazu geben lassen, was auch geschah.

Wir fuhren damals aber nicht über Friedberg, sondern über den Westerwald mit der Post über Rennerod, Limburg Wehen usw. nach Wiesbaden und wohnten bei einem Onkel von mir und fuhren mit der Taunusbahn nach Frankfurt. Der Westerwald war damals noch recht arm, in zahlreichen Orten des hohen Westerwaldes standen Gebäude an der Straße, welche dem Verfall überlassen waren. Viele Gefache fehlten und die Strohdächer hatten Löcher so groß, daß man einen Tisch bequem hindurchwerfen konnte, ohne die Dachreste zu berühren. In Frankfurt imponierte mir am meisten der Dom, der Main mit seinen Schiffen, die Zeil mit den schönen Läden und die Fahrgasse mit ihrem großen Verkehr sowie der Römer und das Senkenbergische Museum.

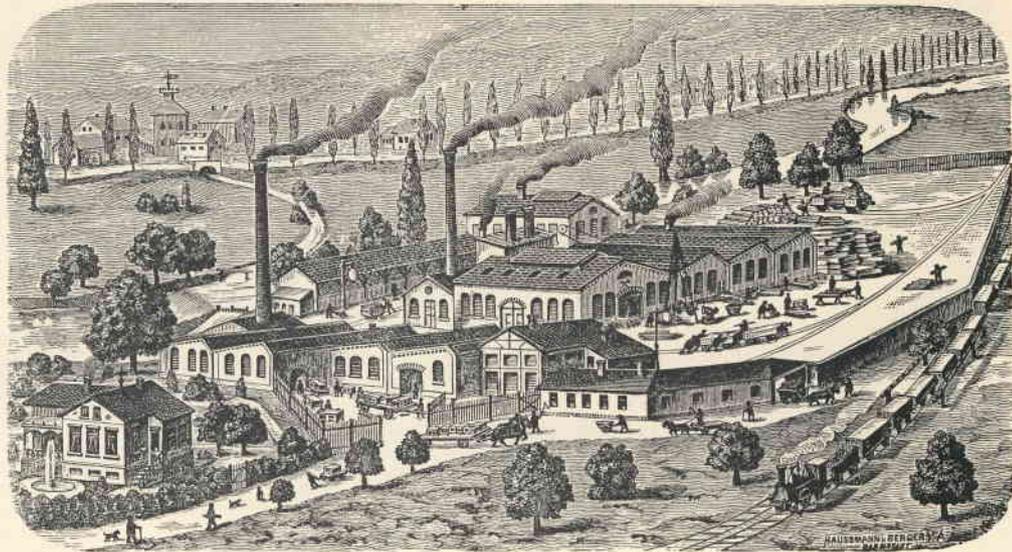
In den „drei schwedischen Kronen“ suchten wir den Fuhrmann Benner von Seelbach auf und gaben ihm an, wo er gekaufte Ware für uns abholen sollte.

Vor etwa 10 oder 12 Jahren als ich zu einer Sitzung nach Wiesbaden fuhr, dachte ich, da eben die Frankfurter Herbstmesse im Gange war,

mir einmal die Stätte anzusehen, an der ich vor Jahren zum ersten mal in Frankfurt weilte. Ich war erstaunt, welchen Unterschied gegen früher ich fand. Damals waren es sehr sauber gehaltene Wohnungen, denen man auch von außen den Wohlstand der Besitzer ansah. Haus für Haus waren Metzgerläden (Schirn, Schlachthaus, Pfanne). Jetzt fand ich, als ich in den Hausflur hineinsah, schmutzige abgetretene Treppen und, wie es schien, nur von der Hefe des Volkes bewohnt.



TELEGRAMM-ADRESSE
PUMPENFABRIK HERBORN
FERNSPRECHER
Nº 32.



Eisenwerk Herborn um 1890 nach Dr. Ing. Eberhard Jung,
Breidenstein